



# Feierabend



## Die Arlesierin.

Von Hippolyte Daudet.

Der Weg von meiner Mühle nach dem Dorfe unten führt dicht an einem Weierhof vorbei. An der Straße liegt der große, mit Fierzäunen bepflanzte Hof, im Hintergrunde das Haus. Es ist ein wahres provençalisches Mustergebäude: ein rotes Ziegeldach, eine lange geschwungene Vorderseite, unregelmäßig von Fenstern durchbrochen; ganz oben die Weierfahne des Getreidebodens; die Rolle zum Hinaufziehen der Säge und hier und da einige Büschel braunen Heus, die herabhängen . . .

Warum war dieses Haus aufgefalle? Warum machte mich dieses verschlossene Tor so bekommen? Ich hätte es nicht jagen können, und doch überließ mich beim Anblick dieser Wohnung ein Frösteln. Es herrschte ein so tiefes Schweigen um sie her . . . Kein Hund bellte, wenn man vorbeiging, die Perlhühner flohen, ohne zu schreien . . . Drin im Hause nicht eine Stimme! Nichts, nicht einmal die Schelle eines Mantieres . . . Ohne die weißen Vorhänge an den Fenstern, ohne den Rauch, der vom Dache emporstieg, hätte man glauben können, der Ort sei unbewohnt.

Gestern mittag kam ich vom Dorfe zurück und ging, um die Sonne zu vermeiden, im Schatten der Fingelbäume an der Mauer des Weierhofes entlang . . . Auf der Straße davor waren schweigende Knechte eben damit fertig geworden, einen Wagen mit Heu zu beladen . . . Das Tor war offen geblieben. Im Vorübergehen warf ich einen Blick hindurch und sah im Hintergrund des Hofes, die Ellenbogen auf einen steinernen Tisch gestützt, den Kopf zwischen den Händen, einen großen, alten, ganz weißen Mann in einer Weste, die zu kurz war, und einer Hofe, an welcher die Ketten herabhängen . . . Ich blieb stehen. Einer der Leute sagte mir ganz leise:

„Still! Das ist der Herr . . . So ist er, seitdem sein Sohn verunglückt ist.“

In diesem Augenblick gingen eine Frau und ein kleiner Knabe, beide schwarz gekleidet, mit großen vergoldeten Gebetbüchern an uns vorüber und traten in den Weierhof.

Der Mann fuhr fort:

„. . . Die Herrin und der Jüngste, sie kommen aus der Messe zurück. Jeden Tag gehen sie hin, seitdem das Kind sich geliebt hat . . . Ach, mein Herr, was für ein

Jammer! . . . Der Vater trägt noch immer die Kleider des Toten, man kann ihn nicht bewegen, sie auszugleichen . . .“

Der Wagen setzte sich in Bewegung. Neugierig geworden, bat ich den Knecht um die Erlaubnis, mich neben ihn setzen zu dürfen, und dort oben, im Heu, erfuhr ich denn die ganze traurige Geschichte . . .

Er hieß Jan. Es war ein prächtiger Burtsche von zwanzig Jahren, sitzhaft wie ein Mädchen, zuverlässig, mit offenem Gesicht. Da er schön war, haben alle Frauen nach ihm; er aber hatte nur eine im Sinne — eine kleine Arlesierin, ganz in Samt und Spitzen, die er einmal, ich weiß nicht wo, kennengelernt hatte. — Im Weierhofe sah man anfangs diese Befamnischaft nicht gern. Das Mädchen galt für eine Kofeite und ihre Eltern waren nicht aus dem Lande. Aber Jan wollte mit aller Gewalt seine Arlesierin. Er sagte:

„Ich sterbe, wenn man mir sie nicht gibt.“

Man mußte wohl glauben, daß es ihm ernst war und so beschloß man, sie nach der Ernte zu heiraten.

Eines Sonntags abends hatte die Familie jochen im Hofe das Mittagmahl beendet. Es war beinahe ein Hochzeitsmahl. Die Braut war zwar nicht dabei, aber man hatte die ganze Zeit auf ihre Gesundheit getrunken . . . Da erscheint ein Mann in der Tür und verlangt mit zitternder Stimme Meister Estève zu sprechen, ihn allein. Estève steht auf und tritt auf die Straße hinaus.

„Meister,“ jagt der Mann zu ihm, „Sie wollen Ihr Kind mit einer schlechten Person verheiraten, die zwei Jahre lang meine Geliebte gewesen ist. Was ich sage, beweise ich: hier sind Briefe! . . . Die Eltern wissen alles und hatten sie mir versprochen; aber, seitdem Ihr Sohn sie haben will, wollen sowohl die Eltern, als die Schöne nichts mehr von mir wissen . . . Ich sollte aber meinen, daß sie noch alle dem nicht die Frau eines anderen werden könne.“

„s ist gut!“ jagte Meister Estève, nachdem er die Briefe durchgesehen hatte: „Kommen Sie mit mir herein, ein Glas Ruskatweins zu trinken.“

Der Mann antwortete: „Ich danke! Ich habe mehr Kummer als Durst.“

Und so geht er.

Der Vater kommt zurück, setzt sich wieder an den Tisch und das Mahl geht in voller Heiterkeit zu Ende.

Abends geht Meister Estève mit seinem Sohne zusammen hinaus in die Felder. Sie bleiben lange draußen; als sie zurückkamen, wartete die Mutter noch auf sie.

„Frau,“ sagte der Vater, indem er ihr seinen Sobu zuführte, „umarme ihn! Er ist unglücklich . . .“

Jan sprach nicht mehr von der Arlesierin. Dennoch liebte er sie immer noch, ja er liebte sie mehr als je, seitdem man sie ihm in den Armen eines anderen gezeigt hatte. Nur war er zu stolz, etwas davon zu sagen. Das hat ihn in den Tod getrieben, den armen Jungen! . . . Zutweilen konnte er ganze Tage in irgendeinem Winkel sitzen, ohne sich zu rühren. Andere Tage wieder warf er sich mit wahrer Wut in die Arbeit und brachte allein so viel fertig wie zehn Tagelöhner . . . Kam der Abend so ging er auf die Straße von Arles und wanderte vorwärts bis er am Abendhimmel die schlanken Türme der Stadt emporsteigen sah. Dann kehrte er um. Nie ging er weiter.

Ihn so zu sehen immer traurig immer allein . . . Die Leute auf dem Weierhofe wußten nicht mehr was sie anfangen sollten. Man fürchtete ein Unglück . . . Einmal, bei Tisch, jagte seine Mutter zu ihm, indem sie ihn, die Augen voller Tränen, anblickte:

„Höre Jan! Wenn du sie trotz alledem haben willst, so wollen wir sie dir geben.“

Der Vater, rot vor Scham, senkte den Kopf . . .

Jan machte ein verneinendes Zeichen und ging hinaus . . .

Von diesem Tage an änderte er seine Lebensweise. Um seine Eltern zu beruhigen, spielte er den Vernünftigen. Man sah ihn wieder auf dem Ball und im Wirtshause. Bei der Wahl in Fontvieille war er es, der die Farandole verlangte.

Der Vater sagte: „Er ist geheilt.“ Die Mutter dagegen hatte immer noch Furcht und überwachete ihr Kind mehr als je . . . Jan schlief mit seinem jüngeren Bruder

neben der Seidenraupenkammer; die arme Alte ließ sich ein Bett neben seiner Kammer aufschlagen . . . Es war ja möglich, daß sie einmal nachts bei den Seidenraupen nötig war.

So kam das Fest des heiligen Egidius, des Schutzpatrons der Meierhofsbesitzer.

Große Freude im Meierhose . . . Es gab Chateau-Neuf für alle Welt und Glühwein in ganzen Strömen. Dann Raketen und Schwärmer und bunte Laternen in den Zirkelbäumen . . . Es lebe der heilige Egidius! Man tanzte auf Tod und Leben. Der Jüngste verbrannte sich seine neue Bluse . . . Jan selbst sah ganz vergnügt aus; er forderte selbst seine Mutter zum Tanze auf; die arme Frau weinte vor Glück darüber.

Um Mitternacht ging man zu Bett. Alle Welt fühlte das Bedürfnis zu schlafen. Jan schlief nicht . . . Der Jüngste hat später erzählt, daß er die ganze Nacht geschluchzt habe . . . Ach! ich verjähre Ihnen, daß man dem hernach Vorwürfe genug gemacht hat . . .

Am anderen Morgen beim Tagesgrauen hörte die Mutter jemand durch ihre Kammer laufen. Es ergriff sie wie eine Ahnung:

„Jan, bist du es?“

## Das Leben in der Statistik.

„Des Menschen Leben währet siebzig und wenn es hoch kommt achtzig Jahre“, sagt der Psalm, aber diese Zahlen sind auch heute noch recht optimistisch und müssen es früher noch viel mehr gewesen sein. Nicht siebzig und noch weniger achtzig Jahre währt das menschliche Leben. Noch nicht einmal die Hälfte der männlichen Bevölkerung in Deutschland erreicht das 50. Lebensjahr und kaum ein Drittel kommt über das 65. Jahr. Dabei sind die Verhältnisse in Deutschland noch besonders günstig. Eine hochentwickelte Hygiene hat das Sterbealter in ungeahntem Maße heraufgehoben. Im Verhältnis zu früheren Generationen kann man fast behaupten, daß die alten Leute in Deutschland nicht aussterben. Und während andererseits die Geburtenziffer von Tag zu Tag sinkt, bedeutet diese Tatsache — natürlich in entsprechender Auffassung, ein Stehenbleiben der Bevölkerungsziffer, bei der die älteren Jahrgänge überwiegen. So kommt es, daß Sozialpolitiker und Sozialhygieniker bereits von einer Bergreifung des deutschen Volkes sprechen.

Noch am Ende des 18. Jahrhunderts betrug die durchschnittliche Lebensdauer nur 30 Jahre und noch im Jahre 1870 war sie nicht mehr als 40 Jahre. Dafür muß sie heute mit der Durchschnittsziffer von 60 Jahren geradezu als hoch angesehen werden. Und wer weiß, wie diese Ziffer in weiteren zehn Jahren aussehen wird? Ist sie doch allein im Laufe von nur 17, allerdings normalen Jahren, von 50 auf 60 gestiegen.

Und nicht nur die Dauer, auch der Wert des menschlichen Lebens ist gestiegen. Aber Dauer und Wert sind Dinge des normalen Lebens. Ein einziger Krieg macht Wert und Dauer illusorisch. Immerhin kann heute der Krieg nicht mehr als Norm angesehen werden. Die Wertlosigkeit des menschlichen Lebens noch im Mittelalter war allerdings nur zum Teil bedingt durch die zahllosen und unvermutet einsetzenden kriegerischen Ereignisse, von denen eine gewöhnlich mehr- und reichliche Bevölkerung überrascht wurde. Mehr noch als Krieg

Jan antwortet nicht, er ist schon auf der Treppe.

Schnell, schnell springt die Mutter aus dem Bett:

„Jan, wo willst du hin?“

Er steigt hinauf zum Getreideboden; die Mutter hinterdrein:

„Mein Sohn! In des Himmels Namen!“

Er schließt die Tür und schiebt den Riegel vor.

„Jan, mein Jan! Antworte mir. Was willst du tun?“

Mit ihren alten, zitternden Händen tastet sie herum sie sucht den Drücker . . . Da öffnet sich ein Fenster, man hört einen Körper auf die Steinplatten des Hofes fallen, und aus ist es . . .

Er hatte sich gesagt, der arme Junge: „Ich liebe sie zu sehr . . . darum will ich sterben . . .“ Ach, was ist doch unser Herz für ein elendes Ding! Und doch ist es so wenig stark, daß nicht einmal die Verachtung die Liebe zu töten vermag! . . .

An jenem Morgen fragten sich die Leute in dem Dorfe, wer wohl da unten in der Richtung von Egidius Meierhose auf so entsetzliche Weise schreien könne.

Es war die Mutter. Sie stand im Hofe halb nackt vor dem steinernen, mit Tau und Blut bedeckten Tische und jammerte über ihr Kind, das sie tot in ihren Armen hielt.

und allgemeine Unsicherheit zehrten die Seuchen am Volkskörper.

Im modernen Staate ist der Wert und Ruhwert aller Dinge bestimmt. Ökonomische Berechnungen bilden die Grundlage der Wirtschaft. Kein Wunder, daß auch der Mensch einer ökonomischen Berechnung und Wertaufstellung unterzogen wird, die wie alles andere in Zahlen ausgedrückt werden kann. Ein Beispiel dafür: Ein Mann von 30 Jahren in gehobener Position hat ein Monatseinkommen von 700 Mark. Angenommen, daß er bis zu seinem 65. Lebensjahr erwerbstätig bleiben sollte, hat er dann bei seinem Jahreseinkommen von 8400 Mark 35mal 8400 Mark, also 294.000 Mark Gesamtverdienst. Allerdings wird sich eine solche Norm wohl nur in seltenen Fällen aufstellen lassen. Es ist eher wahrscheinlich, daß ein Einkommen im Laufe von 35 Jahren schwankt und sowohl nach oben, wie auch nach unten abweicht. Wichtig und interessant werden derartige Berechnungen erst im Falle eines Todes. Dann treten sie gewissermaßen als Vermögensverlust für die Hinterbliebenen in Erscheinung. Das Resultat dieser, zunächst spielerisch anmutenden Zahlen ist also eine zahlenmäßig festgelegte Bewertung des arbeitenden Menschen in erster Linie des Ernährers der Familie, die als Grundlage für Entschädigungsansprüche im Todesfall, sowie für Abschluß von Lebensversicherungen eine tatsächliche, ökonomische Bedeutung hat. Vorher aber muß das Lebensalter in der Norm bekannt sein. Die Bewertung der Arbeitskraft eines Erwerbstätigen hängt also nicht allein davon ab, wieviel er noch im Beruf leistet, sondern auch wie lange er noch leben kann. Diese letztere Fragestellung kann für den Betrieb, in dem der Betreffende arbeitet, unter Umständen wichtig werden.

Im Gegensatz zu dem Einkommen, das mit den Jahren gewöhnlich steigt, fällt die Lebensdauer. Von 1000 Menschen sterben bereits 310 vor dem 40. Lebensjahre. Von diesen wiederum werden noch nicht die Hälfte älter

## Sächsisches Liebeslied.

Von Lene Voigt.

Wenn mei Liebchen ahnds um siem gomme ausn Gondor, schteh ich an dr Ecke driehm, ich, ihr Teodor.

An je seigt so gliedlich dann, gaum, daffe mich sieht. Ich bin ahmd dr richtche Mann fier dar ihr Gemiet.

Wemmer nachherds heeme gehu häteltie sich ein.

Ree, das is doch gar zu scheen, laatscht mer so zu wein.

Meine Gleene geb'ch nich här fier'ne Million.

Wenn bloß bald de Hochzeit wär.

Ku, mer schbarn ja schon.

als 67 Jahre. Von den Dreißigjährigen, die der Wertaufstellung als Unterlage dienen, sterben 310, bevor sie das 55. Lebensjahr erreicht haben. S. 8.

## Immer im Kreise.

Von Heinz Steguweit.

Dreizehn Morgen Korn baut Staubinger auf seinem Acker und kommt auf keinen grünen Zweig. Der Großvater qualte sich mit dem Magerland schon ab, der Vater auch, aber gelangt hat's nie zu zweimal Fleisch in der Woche. Woran es liegt? Am Sand? Am dünnen Regen hier auf dem Kamm? Vielleicht daran, daß es gerade dreizehn Morgen waren?

Staubinger darf sich nicht die Nase nehmen, darüber nachzudenken. Er leiht sich einen Ochsen, düngt, pflügt, sät aus, erntet. Und schleppt den Ertrag mit der Karre in seine kleine Scheuer. Vor der Scheuer spannt er sich ins Joch und läuft im Kreise rund mit der Deichsel eines Triewerks, daß drinnen auf der Tenne die Dreschmaschine klopfen kann.

Diese Maschine ist der kostbarste Teil seiner Erbschaft. Diese Maschine drehen Großvater und Vater schon, immer im Kreise rundlaufend, wie ein Karussellpferd. — Da hat Staubinger einen Einfall; wenigstens diese unwürdige, slavenhafte und längst veraltete Rundlauferei an der Deichsel will er sich erleichtern. Man wird ja stumpfsinnig dabei, man wird ja lahm und mürrisch. Da spart er Groschen bei Groschen für ein Pferd, leiht sich ein Darlehen beim Amt, kauft sich einen Gaul und spannt ihn zum nächsten Drusch in die Deichsel.

Und das Pferd tut seinen Dienst. Aber selbst der kräftige Bierbeimer spürt das Unwürdige solchen Herumlaufens. Der Gaul bodt, wiehert, schnaubt und stampft des öfteren, erst Staubingers Peitsche — und er knallt halt nur in der Luft mit ihr — mahnt das Pferd an seine rundlaufende Pflicht.

Da kam eines Tages der Amtmann durch die Dämmerung, sagte Staubinger die Stunde an und ereiferte sich plötzlich mit solcher Empörung:

„Staubinger, das geht nicht, das ist Tierquälerei, dies Rundlaufen, stundenlang, viele Tage durch, das Pferd wird irr und lahmschunden!“ —

Staubingers Mund stand offen. Was der Großvater, der Vater und er selber . . . ? Drei Lebensalter lang . . . ? — Er wollte dem Amtmann antworten, artig und ganz zur Sache, aber der Gewaltige wehrte ab, ging in seine Dienststube und nahm die Geschichte für den Tierchutzverein zu Protokoll.

Da Staubinger arm war, sah man barmherzigweise von einer Geldstrafe ab.

Und wer zur Drußzeit an Staub... Schauer vorüberkommt, sieht den Alten an der Deichsel im Kreise herumlaufen. Verbittert ist er, grau und stur, denn er versteht die Welt nicht. Schlägt sich wie irr an den nassen Schädel und keiner findet, daß da etwas gegen alle Ordnung und Moral sei! —

### „Meine Kinder müssen alles essen . . .“

Wie oft haben wir uns dessen nicht gerühmt! Waren vielleicht stolz darauf, daß wir uns dem Willen durch harte Worte, Entziehung der Nahrung, ja durch Schläge den nötigen Nachdruck verliehen. Welches pädagogische Armutzeugnis!

Warum wollen denn die Kinder manchmal nicht essen? Der Pädagoge Salzmann sagte einmal, daß man als Erzieher bei allen Fehlern und Schwächen seiner Kinder zunächst den Grund bei sich selber suchen müsse. Das trifft auch hier zu. Den Kindern wird allerhand gestopft! Nicht so sehr den großen. Die schieben in den Proletarierrütten Kohldampf zur Genüge. Aber den Kleinen wird aus einer falsch verstandenen Liebe alles Mögliche und Unmögliche in den kleinen Magen gepfropft. Daß dann ein solches Kind nichts anderes essen kann,

ist doch selbstverständlich. Gib auch dem Kleinkinde nur dreimal des Tages zu essen, zwischen durch Obst, und falls das unerlässlich ist, gelbe Rüben, Tomaten, und dann herumtummeln lassen im Freien, und du wirst sehen, wie auch der kleine Kerl in sein Essen hineinbauen wird.

Oftmals zeigen die Kinder auch Widerwillen gegen eine bestimmte Speise. Sie mögen einmal kein Obst, haben aber Heißhunger auf Gemüse oder sie lehnen das Gemüse ab und verlangen nach Obst. Man muß wissen, daß das Wichtigste bei den Gemüsen die Mineralstoffe, die Erden sind, beim Obst aber der Fruchtzucker. Und so wie das Tier sich jeweils immer die Nahrung sucht, wozu es vom Körperorganismus getrieben wird, so will auch der kindliche Organismus immer die Stoffe seinem Körper zuführen, die zum Aufbau gerade benötigt werden. Und im allgemeinen ist es so, daß der Instinkt beim Kinde noch unverbildet ist und es richtig leitet.

Es ist also wohl zu untersuchen, aus welchem Grunde die Kinder gewisse Speisen verweigern. Da einfach mit drakonischer Strenge alles regeln zu wollen, wäre unpädagogisch, wäre Torheit.

Wenn wir uns mit den Gesetzen der Ernährung vertraut machen, die Kinder zur Einfachheit und Mäßigkeit in Essen und Trinken erziehen, werden wir vor Mißgriffen bewahrt bleiben.

## Kolonialgreuel.

Auszüge aus dem Reisebuche des Dichters André Gide: „Kongo und Tschad“.

Der große französische Dichter André Gide, dessen Werke von tiefster menschlicher Güte durchleuchtet sind, konnte vor einigen Jahren einen Jugendtraum, Zentralafrika und das Kongogebiet zu durchkreuzen, verwirklichen und er schrieb während dieser Reise ein Tagebuch, das unter obigem Titel nun auch in deutscher Sprache erschienen ist. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. Mit 24 Bildern nach Photographien von Marc Allégret. Geb. Mk. 10.—) Bezaubernd und von dichterischem Werte, enthalten die hochinteressanten Aufzeichnungen Gides auch Schilderungen über die Zustände im französischen und belgischen Kolonialgebiet, die durch die vor kurzem in der belgischen Kammer durchgeführten Verhandlungen über die Verhältnisse in diesen Kolonien von größter Aktualität sind. Mit Erlaubnis des Verlanges bringen wir aus dem fast 500 Seiten umfassenden Buche einige kurze Stellen zum Abdruck:

Langes Gespräch mit zwei Häuptlingen des Bakongo-Dorfs. Aber der, mit dem wir uns zuerst unterhalten, schweigt sofort, als der zweite sich nähert. Es ist nichts mehr aus ihm herauszubringen. Wir sind erschüttert von seinem Schweigen, seiner Angst, sich bloßzustellen, da wir ihn über die Schwerkraften im Gefängnis von Yoda, dessen Injasse er selber gewesen ist, auszufragen versuchen. Später, da er wieder mit uns allein ist, erzählt er uns, daß er dort an einem einzigen Tage zehn Leute infolge von Mißhandlungen hat sterben sehen. Er selber zeigt uns an seinem Körper Spuren und Narben von Stockschlägen. Er bestätigt uns, was wir bereits gehört haben, daß die Gefangenen als einzige Nahrung eine Stängel Maniok im Tage erhalten, nicht größer als (er zeigt seine Faust).

Er spricht ferner von den Bügen, die die

Zorjgejellschaft den Eingeborenen auferlegt, wenn sie nicht genügend Skautschul bringen — Bügen von vierzig Franken, also gerade soviel, wie sie in einem Monat bestenfalls verdienen können. Er fügt noch bei, daß die Unglücklichen, die nicht Geld genug haben, um die Buße zu bezahlen, dem Gefängnis nur dadurch entgehen können, daß sie sich das nötige bei einem Wohlhabenderen borgen, worauf sie überdies vielfach erst noch ins Gefängnis geworfen werden. Der Terror herrscht und die Dörfer ringsum stehen verlassen . . .

Vosango . . . In der Nähe unserer Etappe, im Schutze des Gardistenlagers, hockt eine ganze Herde von neun- bis dreizehnjährigen Kindern in der kalten Nacht um ein dürftiges Grasfeuer herum. Marc möchte aus den Kindern etwas herausbringen und läßt Adam (den Dolmetscher) kommen, aber dieser versteht kein Baha. Ein Eingeborener bietet sich als Dolmetscher an, übersetzt ins Sango, was dann Adam ins Französische weiterübersetzt: Die Kinder sind am Strick aus ihren Dörfern verschleppt worden; seit sechs Tagen läßt man sie ohne Lohn arbeiten und ohne ihnen Nahrung zu geben. Ihr Dorf liegt nicht sehr weit weg, man verläßt sich darauf, daß ihre Eltern, Freunde oder Brüder ihnen etwas zu essen bringen würden. Aber es kommt niemand. In Gottes Namen, um so schlimmer . . .

Die doppelte Ueberragung von Fragen und Antworten geht nicht ohne Verwirrungen vor sich; aber die Tatsache selbst liegt klar . . . so klar, daß der gutgemeinte Dolmetscher, kaum hat Marc den Kindern geredet, von einem Gardisten gescholten und ins Gefängnis geworfen wird. Und als Marc und ich heute früh die Kinder aussuchen wollen, erhalten wir den Bescheid, sie seien in ihre Dörfer zurückgeführt. Der Interpret dagegen ist, nachdem er die Nacht im Gefängnis verbracht hatte, von zwei

Gardisten abgeführt worden, um irgendwo weit weg zu arbeiten, in welcher Richtung kann oder will man uns nicht sagen . . .

Vossa . . . Begegnung mit einem Trupp Gefangener, die vom Capita eines benachbarten Dorfes begleitet waren. Sie waren ihrer elf, alle untereinander durch einen Strick verbunden, der jedem von ihnen um den Hals lief. Der Aufzug sah so elend aus, daß uns vor Mitleid das Herz wehtat. Jeder trug eine Ladung Maniok auf dem Kopf, die wohl schwer war, für einen gesunden Menschen aber keine übermäßige Last bedeutete hätte; diese hier aber schienen sich selber kaum schleppen zu können. Ein einziger unter ihnen trug nichts; es war ein Kleiner von zehn oder zwölf Jahren, erschreckend mager, völlig erschöpft vor Elend, Hunger und Müdigkeit; von Zeit zu Zeit wurde sein ganzer Körper von einem Schütteln gepackt und die Haut seines Bauches bewegte sich krampfhaft. Sein Schädel war wie abgeschabt und an Stelle des Haarbodens wucherte eine Haut, wie sie sich über Wunden oder verbrühte Körperstellen zu bilden pflegt. Er schien das Pächeln auf ewig verlernt zu haben; auch seine Elendsgefährten waren in einem so bedauerwürdigen Zustand, daß jeder Schimmer von Intelligenz in ihren Augen erloschen schien. Während wir den Capita ausfragen, leeren wir den Inhalt unserer Provianttasche, in der sich durch einen unglücklichen Zufall nur drei Stücke trockenen Brotes befinden, in die Hände des Kleinen. Das Kind zerreißt mit den Zähnen die Brotkrumen, wie ein Tier, ohne ein Wort, ohne einen Blick des Dankes. Seine Begleiter sind, wenn auch weniger geschwächt, so doch nicht weniger verhungert als es. Nach unseren Erkundigungen scheint sich zu ergeben, daß sie seit fünf Tagen nichts mehr gegessen haben. Nach den Behauptungen des Capita handelt es sich um Flüchtlinge, die seit drei Monaten im Busch lebten; wie gehegte Tiere, muß ich denken . . .

### Was mancher nicht weiß.

Der große Wellenbrecher vor dem Hafen von Plymouth enthält ebensovielen Steine wie die Cheops-Pyramide, die größte der ägyptischen Pyramiden.

Das Wasser der Salzquellen bei Nibero in Uganda soll noch salziger sein, als das Wasser des Toten Meeres, da es nicht weniger als 300 Gramm Salz pro Liter Wasser enthält.

Der Strauß ist im Verhältnis zu seiner Größe überaus kurzlebig. Auch unter den günstigsten Verhältnissen wird er selten älter als 30 bis 40 Jahre, während Krähen, Papageien und verschiedene Raubbögel älter werden können.

An Stelle eines Verlobungsringes beschenkt ein japanischer Freier seine Erkorene mit einem Stück kostbarer Seide, das die Schöne dann als Schärpe trägt.

Im Kongogebiet gibt es eine einheimische Schafart, die keine Wolle hat.

Alle Versuche, die Tiefe des berühmten Asphaltsees auf Trinidad zu messen, sind bisher vergeblich gewesen. Am Ufer des Sees ist der Asphalt hart und kalt, während er sich in der Mitte des Sees ständig in siedendem Zustand befindet.

Die in der englischen Nationalgalerie erhaltenen Runtschäpe werden auf einen Gesamtwert von siebenhundert Millionen Pfund geschätzt. Um ein Kilo getrockneten Tee zu gewinnen, sind vier Kilo grüne Blätter erforderlich.

An Schweißdrüsen hat die menschliche Haut zweieinhalb bis drei Millionen.

### Junker und Bauernfrau.

Ein Personenzug im ostpreussischen Grenzgebiet. Die dritte Klasse war knallvoll. Ein Bauernfrauchen wurde deshalb vom Schaffner in ein Abteil der zweiten Klasse gewiesen, in dem ein einzelner Reisender in den Polstern lehnte. Es mochte ein Junker sein, anfangs der Dreißiger. Er trug Samsochen, dunkelgrüne Reithosen, Jägerjackett. Seine Augen blickten ein wenig hochmütig über die Einsteigende hinweg. Nach einer Weile sagte die Frau: „Würde Sie so gut sein, Herr, und mir sage, wann wir in Heinsdorf halte.“

Um des Junkers Mund wird ein scharfer Zug sichtbar. Er sagt nichts. Längere Pause. „Ich tu nämlich heut' noch nach Wisfeld mache, aber wisse Sie, ich bin mit so ganz bekannt in der Gegend.“

„Ich unterhalte mich nicht mit Ihnen,“ sagt der Junker.

„Aber, Herr, ich weiß hier wirklich gar mit Bescheid. Sie können mir doch wenigstens sage, wann wir do sein.“

„Sie brauchen sich keine Mühe zu geben. Ich unterhalte mich nicht mit Ihnen.“ Der Ton ist schon bedeutend schärfer.

„Aber, lieber Herr, es ist doch sonjcht koiner hei, do könnt Sie mir das doch wirklich sage.“

„Ich habe Ihnen doch gesagt und wiederhole Ihnen jetzt zum letztenmal: ich unterhalte mich nicht mit Leuten Ihrer Art.“ Schneidend kommen die Worte heraus.

Beirüht sich das Frauchen in seiner Ecke. Nach einer Fahrt von etwa zwanzig Minuten beginnt sie sich zum Ausschleichen fertigzumachen, wahrscheinlich, um auf der nächsten Station in einen anderen Wagen umzusteigen. Plötzlich meint sie: „Wer soll' mit meine, daß es Senf' gibt, wo achthundvierzig Jahr alt sein und immer noch ein Benschinc habe wie ein dreißiger Lämmel.“

Da fährt der Junker vom Sitz hoch und schreit, hochrot im Gesicht: „Sie, was erlauben Sie sich do! Wer sagt Ihnen überhaupt, daß ich achthundvierzig Jahre alt bin, was?“

Da meint das Frauche ruhig: „No, wisse Sie, bei uns dahoim im Dorf, do isch der Sohn vom Schornsteinfeger, des isch ein halber Idiot, und he werd nächste Woche grad vierzwanzig.“

Da der Zug jetzt hielt, stieg das Frauchen aus.

Werner Lebbenberg.

### Merke!

**Tragfähigkeit des Eises.** Eine Eisfläche von 1 Zentimeter Dicke trägt einen allein gehenden mittelschweren Menschen; bei neun Zentimeter Dicke vermag eine Infanterieabteilung schadlos über das Eis zu marschieren, vorausgesetzt, daß sie anschwärmt. Eine 12 Zentimeter starke Eisfläche trägt bereits kleinere Kanonen, eine 14 Zentimeter dicke auch die schwersten Artilleriegeschütze auf Schlitten. Ueber eine Eisdecke von 16 Zentimeter Dicke können schwere Geschütze hinter den Prozen fahren und eine Eisfläche von 20 Zentimeter, die allerdings selten erreicht wird, trägt auch die schwersten Gewichte. Im allgemeinen wird eine Eisdecke von 10 bis 12 Zentimeter als anstreichend erachtet, um das Eis zum Schlittschuhlaufen freizugeben.

**Der Erfinder der sprechenden Puppe.** Unter den Franzosen, die von den Engländern in der Schlacht von Trafalgar gefangen genommen wurden, befand sich auch der Matrose Cruchet. Dieser, ein geschickter Mechaniker, benutzte die langen Jahre der Gefangenschaft, um sich in

einer damals noch wenig bekannten Kunst zu üben, in der Herstellung von mechanischem Spielzeug. So konstruierte er ein Reisterstück, ein kleines Kriegsschiff, für das man ihm die Freiheit schenken wollte. Diese wollte er aber nur unter der Bedingung annehmen, daß man gleichzeitig auch fünf seiner gefangenen Kameraden freilasse, was die Engländer nicht bewilligten. Zu seinen besten Erfindungen gehört auch die Herstellung der ersten sprechenden Puppen. Es gelang ihm, im Innern der Puppenkörper ein Instrument einzufügen, aus dem, wenn es durch die Bewegung einer Spiralfeder geöffnet wurde, ein lautes deutliches „Papa“ und, wenn es sich schloß, ein etwas leiseres „Mama“ tönte. Obgleich man schon früher Versuche angestellt hatte, um sprechende Puppen zu konstruieren, war es bis doch nicht gelungen; erst die unermüdete Ausdauer und Geschicklichkeit des gefangenen Matrosen löste das Problem.

### Weiteres.

#### Die Ueberraschung.

Herr Ripper ist Inhaber einer Gastwirtschaft, die er verkaufen will. Herr Ripper hat zur Förderung seines Vorhabens eine Anzeige

### Schach-Ecke.

(Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Alois Paß, Druck- und Verlagsanstalt, Teplitz-Schönbau, Eislergasse.)

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

38. Fortsetzung.

#### Ein Bauer gegen zwei Bauern.

Bild 62.



Weiß am Zuge gewinnt, Schwarz am Zuge macht remis.

Von den zwei verbundenen Bauern ist einer frei. Weiß am Zuge 1. Ke3 (Opposition) Kd5, 2. Kd3! Ke5, 3. Ke4 Kc6, 4. Kd4 Kb6, 5. Ke4! erobert den Bauern und gewinnt leicht. Schwarz am Zuge behauptet die Opposition: 1. . . . Kd5! 2. Kf4 (Ke3 Ke5!) Kd4, 3. Kg4 (Weiß sucht den schwarzen König abzulenken, damit der a-Bauer ungehindert

Die weite Opposition.

Bild 63.



Weiß ist am Zuge, das Spiel bleibt unentschieden.

in die Zeitung gegeben und auf die eingegangenen Briefe einigen Interessenten geantwortet. Kommt an einem der nächsten Tage ein Herr zu Ripper ins Lokal und sagt: „Ich komme wegen Ihrer Wirtschaft.“

„Sehr angenehm! Sehen sie sich den Betrieb bitte ruhig an! Augenblicklich ist gerade nicht viel los. Aber abends müssen Sie sehen! Da plagt die Bude vor Vollheit. — Eigentlich wollte ich die Goldgrube gar nicht verkaufen. Aber wissen Sie, meine Frau will hier gern aus der Gegend weg. Sie wissen, wie Frauen sind. Schade, schade! Hier ist nämlich Umsatz, kann ich Ihnen sagen, Umsatz! Allein 10 Hektoliter Bier die Woche und dann die andern Sachen.“

In dieser Weise prahlt Herr Ripper weiter mit seinem Saftladen, bis schließlich der Mann vor ihm sagt: „Schon gut! Ich muß Ihnen nur noch sagen, daß ich hier wegen Ihrer Wirtschaft nicht als Käufer komme. Aber wenn die Wirtschaft so glänzend geht, wie Sie da schildern, dann werden Sie wohl für die letzten Jahre noch allerlei Steuern nachzahlen haben. — Ich komme nämlich vom Steuerwesen.“

Die junge Frau lacht. „Wie ist deiner Frau das erste Mittagbrot geraten?“ — „Frag' nicht. Sogar das Kochbuch ist angebrannt.“

vorgehen kann) Ke4! 4. Kf3 (eine Falle, Schwarz darf weder Kc3! spielen wegen a5! usw. noch Ke5 wegen Kg3! und gewinnt selbst die Opposition und das Spiel) Kd5! der richtige Zug, siehe Bild 63.

In dieser Stellung ist Weiß am Zuge. Wie er auch den König ziehen mag, immer behauptet Schwarz die Opposition, die aber ganz anderer Art ist, als die uns bekannte, kurze (gerade oder schräge) Gegenüberstellung, denn die Könige stehen weder auf derselben Reihe noch auf derselben Schräge.

Als Erkennungszeichen, ob eine solche weite Opposition bestehe, gilt die einfache Regel:

Stehen beide Könige weder auf derselben Reihe noch auf derselben Schräge, dann besteht eine Opposition, wenn 1. beide Könige auf gleichfarbigen Feldern stehen und 2. wenn die kleinste Anzahl der gleichfarbigen Zwischenfelder (wie im Bild 63 die Felder 1, 2, 3) eine ungerade Zahl ergibt (in unserem Falle 3, höchstens 5, mindestens 1 Feld).

Nach dieser einfachen Regel können wir das Spiel für Schwarz sofort richtig weiterführen (siehe Bild 63). Weiß ist am Zuge. Den Bauern kann er nicht bewegen, weil er verloren ginge; es bleiben ihm nur Königszüge übrig, zum Beispiel 1. Kg2 Königszug Ke4; oder 1. Kg3 Ke5!, oder 1. Kh4 Kd4!, oder Kh2! Kd4! (falsch wäre Ke5 oder Ke5, dagegen könnte er auch Kd5! ziehen, weil dann ebenfalls 3 schwarze Diagonalfelder zwischenliegen).

Es ist gut, dieses Endspiel genau durchzuspielen.

Bild 64.



Unentschieden, wer auch anzieht

Schwarz am Zuge erreicht mit 1. . . . f5! sofort remis, zieht jedoch Weiß an, kann er weder mit 1. Kd4 Kd6! 2. f5 Kc6! 3. g5 f×g5 4. Ke5 Kd7 noch mit 1. f5! Ke7! 2. Kd5 Kd7, 3. Ke5 Kc7! etwas erreichen.

Fortsetzung folgt.